

# Sieheener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Sieheener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Drenham.

Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Es wird hiermit verfügt, daß der Inhaber dieses Passes, Stepan Iwanowitsch Iline, reisen mag innerhalb der Grenzen von Sibirien, wo es ihm beliebt, nur nicht in der Provinz von Irkutsk; unter keinen Umständen jedoch und aus keinem Anlaß darf der genannte Stepan Iline sich an irgendeinem Ort länger als zehn Tage aufhalten. Die Polizei hat diese Anordnung mit äußerster Strenge durchzuführen.“

Ein drittes, ein viertes Mal las Stepan diesen Vermerk durch, langsam, sorgfältig. Er war wie verwirrt minutenlang, unfähig zu denken, als sein Hirn die volle Bedeutung der wenigen Worte erfaßte —

Ah, es war nicht die bodenlose Ungerechtigkeit von alledem, die ihn am schwersten traf. Nicht die Verbannung, nicht der Verlust der Schmiede, nicht der finanzielle Ruin. Das war ja etwas Alltägliches unter Paschkin. Sibirien war groß. Und alle seine Gouverneure konnten doch nicht Paschkins sein!

Aber — bei allen Heiligen — was bedeutete dieser Paß? Was sollte das heißen? Was war das für eine Deuselei? Zehn Tage — nirgends länger bleiben dürfen als zehn Tage! Wie sollte man da leben? Wie sollte man da arbeiten?

Ganz langsam sickerte das Begreifen in sein Hirn.

So sollte er denn ein heimatloser Wanderer sein von nun an und dahinstreifen über das weite Sibirien ohne Rast und Ruhe in ewigem Wandern! Sommer und Winter, gesund oder krank, lebend oder sterbend — immer auf der Straße . . . Ohne Heim. Ohne Freunde. Denn wie konnte ein Mann sich Freunde erwerben, der nach wenigen Tagen von jedem Ort immer wieder fortgejagt wurde! Und Katia? Und Katinka? Der Mut wollte ihm sinken, als er an Weib und Kind dachte.

Bei Gott, das war zu viel.

Er sah den Polizeichef an. Mit einem verwirrten scheuen Blick, in dem es sprühte und funkelte vor ohnmächtiger Wut wie in den Augen eines wilden Tieres, das in der Falle gefangen ist und mit letzten Horneskräften reißt und zerrt. Der Chef der Polizei sah sich den lebenden Mann vor ihm ruhig an und rauchte weiter; er hätte schon viel schlimmere Dinge erlebt und dieser Iline schien ja wenigstens vernünftig zu sein, sich zu fügen, ohne eine lächerliche Szene zu machen. Was der Paß da bedeutete für den Mann — du lieber Gott, als Polizeichef konnte er sich seineres Empfinden wirklich nicht leisten. Zwar tat ihm Iline im Grunde leid, aber was half das? Er rauchte ruhig weiter. . .

„Es ist zu viel! Es ist irrsinnig!“ stieß Stepan zwischen den Zähnen hervor.

„Könnte noch viel schlimmer sein,“ brummte der Raucher.

„Schlimmer? Schlimmeres kann es nicht geben! Möge Gottes Fluch — — —“

„Sage das lieber nicht laut! Du kannst es dir ja denken, wenn du willst,“ riet der Beamte. „Paschkins Ohren sind gar hellhörig und sie reichen weit!“

„Möge Paschkin —“

„Acht, mein Freund,“ mahnte der Raucher wieder. „Es hätte dir wirklich noch viel Schlimmeres passieren können — die Knute an jedem zehnten Tag wie dem unglücklichen Woronin. Er hat nicht viele von diesen zehnten Tagen ausgehalten, das darfst du mir glauben. Entschieden, es hätte schlimmer sein können. Du brauchst ja nichts zu tun, als hübsch langsam vorwärts zu trampeln. Hübsch gemütslich.“

Das war es. Nur ein hübsch langsames Vorwärtstrampeln — Sommer und Winter, gesund oder krank, lebend oder sterbend — bis endlich die Lebenslinie abgetrampelt war.

„Ich muß nach Hause gehen — und nachdenken,“ sagte Iline, den Polizeichef aus ausdruckslosen Augen anstarrend.

„So ist's recht. Geh nach Hause, Stepan Iwanowitsch, und denke nach; aber denke nicht zu viel und denke nicht zu laut. Vergiß nicht, daß seine Excellenz Ohren hat. Und wann gedankst du, dich nach Jenisseisk auf den Weg zu machen?“

„Nach Jenisseisk?“

„Nun, nach Jakutsk wirst du wohl nicht wollen, denke ich mir, und Irkutsk ist dir verschlossen. Wann wirst du reisen?“

Stepan Iline sah ihn starr an, gab aber keine Antwort.

„Nun — sagen wir, morgen nachmittag. Nun geh nach Hause und denke nach. Aber nicht laut!“

Und Stepan ging in das bescheidene Gasthaus, in dem er wohnte, und warf sich auf sein Bett, so, wie ein verwundetes Tier sein Lager aufsucht. Er kam sich plötzlich alt und verbraucht und dumm vor. Keinen zusammenhängenden Gedanken konnte er fassen, nichts sich überlegen. Die eine ungeheuerliche Tatsache verstopfte ihm den Weg zum Denken . . .

Wandern — ewig wandern — — —

Bewußtlos lag er die Nacht über da, weder ganz wachend noch ganz schlafend, und es war ihm, als liege eine eiserne Hand ungeheuer schwer ihm auf Hirn und Sinnen. Immer müder wurde er. Immer apathischer. Als er des Morgens aufstand, fühlte er sich zwanzig Jahre älter; denn Hoffnung ist Leben, und er hatte nichts mehr zu hoffen im Leben.

„Du machst dich auf den Weg? So ist's recht!“ sagte der Chef der Polizei vergnügt, als Stepan auf das Polizeibureau kam, um sich seine Papiere abzuholen. „Es hätte schlimmer ausfallen können für dich; oh ja, viel schlimmer. Wohin gehst du?“

„Nach Jenissei!“ sagte Stepan mit gleichgültigen Stimme.

„So ist's recht. Das ist besser als Jakutsk.“

„Es ist ganz gleichgültig, wohin ich gehe.“

„Nein! Jenissei ist besser als Jakutsk. Jakutsk ist die Hölle. Nun — Gott beschütze dich! Sie werden dich schon erwarten in Jenissei, weißt du?“

„Wer?“

„Oh, die Polizei. Paschkin wird sie benachrichtigt haben.“

Und da starb in Stepan die schattenhafte Hoffnung, an die er sich noch angeklammert hatte — den Paß wegzufahren, den Namen zu wechseln, und als ein anderer ein neues Leben zu beginnen. Ah, und auch an diese Möglichkeit hatte Paschkin gedacht und dafür gesorgt, daß er unter steter Kontrolle von Ort zu Ort weiterpassiert wurde. Paschkin war ein Teufel, ohne Zweifel.

Er kaufte sich Nahrung für mehrere Tage und einen starken Wanderstab und trat zu Fuß die Reise an, die nie ein Ende nehmen sollte.

Seinen endlosen Weg.

Es war ja so gleichgültig, ob er zu Fuß ging oder fuhr. Später ja konnte er sich, so sagte sich Stepan in seiner gleichgültigen Hoffnungslosigkeit, eine Telega und ein Pferd kaufen, wenn es ihm der Mühe wert schien und er diese Dinge irgendwo billig austreiben konnte.

Er besaß nur noch wenig Geld und mußte sehr sorgfältig umgehen mit den Rubelscheinen bis — ja, bis wann? Es mochte ja möglich sein, daß Katia ihm von Selemsinsk aus Geld schickte. Vielleicht konnte er sich auch etwas verdienen auf dem Weg, obgleich das nicht sehr wahrscheinlich war. Wie sollte denn ein Mann arbeiten und Geld verdienen, wenn er sich nirgends länger als zehn Tage lang aufhalten durfte! Er biß die Zähne zusammen. Auch seiner Arbeit kam Teufel Paschkin in die Quere und überall würde er ihm in die Quere kommen sein Leben lang.

Vorkäufig wollte er laufen. Es war besser, sich totmüde zu marschieren jeden Tag, als in einem Wagen sitzen und denken zu müssen. Immer denken. Das hätte ihn wahnsinnig gemacht. Und dann überlegte er sich, daß das teure Werfinsk nicht der richtige Platz sei, um sich dort Pferd und Wagen zu kaufen — ein Beweis, daß er doch noch imstande war, einen vernünftigen Gedanken zu fassen. . . Schnurgerade nach Westen inmitten der Hügel marschierte er und fand es ganz vorteilhaft, nicht an eine Straße gebunden zu sein. Den ganzen Tag lang arbeitete er sich stetig vorwärts, ah, wenn er hungrig war, trank aus den Bergströmen, wenn ihn dürstete. Kein Hügel war ihm zu steinig oder zu keil, denn es tat ihm ja wohl, daß die Steine unter seinen Füßen knirschten und er sie mit einem Fußtritt den Berg hügel hinabstoßen konnte. Ah, nur auf etwas herumtrampeln können! Nur einem Ding weh tun und sei es auch nur ein Stein! Wären es nur Paschkins gewesen statt Steinen, dann hätte seine Seele gejubelt und mit Freuden wäre er dann gewandert auf endlosem Weg all sein Leben lang!

Es war schon Frühsummer, aber die Jahreszeit noch weit zurück in der Entwicklung und überall überschwebten die Bergströme noch die Gegend. Hier lagen stille Tämpel. Dort stürmten wütende Wasser ein Bergtal hinab. Das Wetter jedoch war mild und sonnig und in den Wäldern rief schon der Kuckuck.

Nachts suchte er Schutz unter den Fichten und Föhren, zündete sich ein Feuer an, weil der warme Schein etwas Freundliches hatte, und saß still, in Gedanken versunken, daneben, bis die Glut erstarb. Wenn er so saß, verfluchte er manchmal Paschkin, bis es überall im Wald wiederhallte von seinem Brüllen; manchmal waren Katia und Katinka sein einziger Gedanke und stundenlang oft murmelte er, mit dem Gesicht nach unten auf dem Waldboden liegend, in einer Agonie von Sehnsucht ihre Namen. Manchmal fröhlich, manchmal spät machte er sich dann auf dem weichen Nadelboden vieler Jahre ein Lager aus junggrünen Zweigen und schlief in seiner Müdigkeit so gut, wie Gouverneur Paschkin niemals schlief.

Und am dritten Tag — er war keinem Menschen begegnet, seit er Werfinsk verlassen hatte — begann sein Lebensmut sich wieder aufzurichten, denn die Hoffnung stirbt nicht leicht in einem Mann und auch in Stepan's Herzen regte sich wieder ein ganz kleines Hoffungsstrieblein und stieg langsam an zu wachsen.

Er begann eine leise Möglichkeit zu sehen, daß er sich vielleicht — vielleicht — Katia und Katinka doch noch aus

dem Bruch erretten konnte. Sehnte er sich doch nach ihnen in dieser ungeheuren Einsamkeit, inmitten dieses endlosen Schweigens, allein mit Mutter Natur und ihren Geheimnissen, bis das Herz ihm brechen wollte und er ihre Namen laut hinausrief, sich den Schmerz zu stillen, denn wenn er nur ihre Namen wiederhollen hörte, kam er sich schon nicht mehr so einsam vor. Katia und Katinka! Nichts sonst war von Wichtigkeit. Handwerk, Heimat, Geld, Zukunft — diese Dinge wurden von Stunde zu Stunde winziger in seinen Augen, so schwer ihr Verlust ihn zuerst getroffen hatte. Eine Zeitlang war es ihm unerträglich gewesen, dem grauen Glend der Zukunft ins Auge zu schauen. Als er aber Kraft und Lebensmut widerfand, da schien ihm dies alles so klein verglichen mit dem einen Großen: Weib und Kind. Jetzt wußte er, die Dinge ihrer Wichtigkeit nach einzuschätzen. Konnten nur Katia und Katinka und er beisammen sein, so war es leicht genug, auf die anderen Lebenswerte zu verzichten.

War Katia zu ihrem Vater nach Selemsinsk gegangen, wie er es ihr geboten hatte, so hatte er guten Grund zu hoffen, wie es ihm schien. Zwar lag Selemsinsk in der Provinz Jakutsk und diese Provinz war ihm verschlossen. Aber es lag immerhin fünfhundert Meilen von der Stadt Irkutsk entfernt, weit genug weg von Paschkin, und von der Provinzgrenze nach Selemsinsk waren es nur fünfzig Meilen. Dieser Grenze entlang wollte er reisen, bis er zu demjenigen Punkt kam, der Selemsinsk am nächsten lag, und dann — (Fortsetzung folgt.)

## Russische Karriere.

Eine Beamtengeschichte aus der Zarenzeit.

Von Julius Knopf.

Iwan Loginoff, der gefürchtete Bureauchef in der Kaiserlich Russischen Eisenbahndirektion zu St. Petersburg, saß mit geübtem Antlitz vor seinem Pult und unterschrieb einen Stoß von wichtigen Schriftstücken. Endlich war er mit dieser schwierigen Arbeit fertig, die mehr seine Hand, denn sein Hirn anstrengte. Und das war gut so; denn seine Hand war kräftig entwickelt, was man von seinem Hirn durchaus nicht sagen konnte.

Er erhob sich, wusch mit dem Taschentuch, das die achtbaren Dimensionen einer Windel aufwies, die Stirn, ging an den eisernen Geldschrank, entnahm ihm dreitausend Rubel und schloß. Andreas Schugajew eilte herbei, sein Vertrauensmann. Respektvoll blieb Schugajew an der Tür stehen. Ein gnädiger Wink des hohen Vorgesetzten; der Gehilfe trat näher.

„Lieber Schugajew,“ sagte der Chef in jovialer Tone, „ich muß Ihnen mitteilen, daß ich heute noch verreise. Meine Bruders tochter in Warschau feiert übermorgen Hochzeit und ich habe mich entschlossen, der Feterschkeit beizunehmen, da ich augenblicklich hier abkömmlich bin.“

Loginoff war zwar stets entbehrlich, da er nichts zu tun hatte, als zwei Stunden täglich in seinem komfortablen Bureau zu sitzen; aber wie alle Vorgesetzten, bildete er sich ein, daß ohne ihn die Räder des ihm unterstehenden Betriebes stillstehen müßten.

„Lieber Schugajew,“ fuhr der Chef gnädig fort, „ich betraue Sie mit meiner Vertretung, denn ich glaube, mich auf Sie verlassen zu können.“

Der Untergebene verbeugte sich zustimmend, in höchster Devotion.

„Also machen Sie Ihre Sache gut, in vier bis fünf Tagen bin ich wieder hier. Ich werde Ihnen noch meine Instruktionen geben. Doch, ehe ich's vergesse“ — unterdrach er sich, „hier sind dreitausend Rubel, die morgen als Restzahlung an die Ehrengießerei von Borowski zu entrichten sind. Ich schärfte Ihnen ein, es nicht zu vergessen, denn es ist der Schlußtermin der Zahlung, und Sie wissen, daß Borowski, der Schwiegerjohn seiner Excellenz, unser Herr Minister, ist. Machen Sie also Ihre Sache gut.“

Schugajew versicherte, daß er getreu den Befehlen des Chefs handeln würde, hörte schreibbar ehrfurchtsvoll, aber sehr zerstreut die weiteren Anweisungen des hohen Herrn mit an und dienertüchtig, als ihm Loginoff zum Abschied die Hand reichte. Ein ganz ungewöhnliches Zeichen seiner Duld.

Noch als der Chef verschwunden war, verblieb Schugajew lange Zeit im Zimmer, einen heftigen Widerstreit der Gefühle durchkämpfend.

Daß der gefürchtete Loginoff gerade jetzt verreiste — sollte es es als einen wohlwollenden Wink des Zufalls auffassen? Als eine von den wenigen guten Launen des Schicksals? Da hatte er erst am selben Tage eine Einladung zur Jagd bekommen, zu der er eines viertägigen Urlaubs bedurfte, den ihm der Vorgesetzte nie und nimmer gewährt hätte; den er auch nie gewagt haben würde, zu erbitten. Und nun, auf einmal, war das Feld frei, er konnte auf die Jagd gehen, ohne daß es Loginoff merkte, denn der Widerstreit der anderen Herren war er sicher. Ein jeder von ihnen hatte etwas auf dem Kerbholz.

Nun, warum sollte er die Gelegenheit nicht benutzen? Ein Dummkopf wäre er gewesen, ewige Vorwürfe würde er sich gemacht haben, wenn er die schöne, die herrliche Jagd versäumt hätte.

Er setzte sich an das Bult des Chefs und klingelte.

Ladislans Goroschin, ein stotter, junger Mann, erschien auf der Bildfläche, der Gehilfen des Gehilfen. Schugajew bezog sein Gesicht zu einem herablassenden Grinsen.

„Mein lieber Goroschin,“ sagte er wohlwollend, „ich muß Sie mit einer höchst wichtigen Mission betrauen: mit meiner Vertretung. Aber merken Sie auf, es ist eine knifflige Sache. Sie werden der Vertreter des Vertreters des Chefs sein. Er ist nach Warschau gefahren, will an einer Hochzeit teilnehmen. Mich hingegen rufen höchst wichtige Privatgeschäfte — Geschäfte, die keinen Aufschub dulden — ebenfalls auf kurze Zeit ab. Das heißt, ich werde einen Tag vor der Rückkehr des Chefs wieder hier sein, damit er alles in schönster Ordnung vorfindet. Darf ich mich in jeder Beziehung auf Sie verlassen, lieber Goroschin, aber auch in jeder?“

Der liebe Goroschin beeilte sich zu versichern, daß er sich des in ihn gesetzten Vertrauens würdig erweisen würde, voll und ganz. Dann nahm er einige Dispositionen und die dreitausend Rubel entgegen.

Loginoff reiste um drei Uhr nach Warschau, und eine Stunde später dampfte sein braver Vertreter, das Gewehr sein säuberlich eingeballert, in die entgegengesetzte Richtung, vom Waidmannschieber machtvoll gebracht. Der Vertreter des Vertreters aber sah vor dem Bult des höchsten Vorgesetzten, ein hehras Stolzgefühl im Busen, machte sich's bequem, rauchte sich eine Zigarre an und tat, was alle Männer in diesem eleganten Privatbureau vor ihm getan hatten und nach ihm tun werden — nichts.

Die dreitausend Rubel steckte er in seine Brieftasche.

Als er am anderen Tage an der gleichen Stelle bei den gleichen Beschäftigten saß, schmerzte sein Kopf, hämmerte sein Schädel, schlug sein Gewissen. Wie gewöhnlich war er am dem Abend zuvor in seinen Klub gegangen und wie gewöhnlich hatte er gefeiert, wie gewöhnlich hatte er verloren, und das Ungeheuerliche dabei war nur, daß er auch die ihm anvertrauten dreitausend Rubel verspielt hatte.

Er überlegte. Das Geld zu ersetzen vermochte er nicht — niemand sorgte ihm. Sollte er sich eine Kugel durch den schönen Lockenkopf jagen? Ei nun, dazu hat man immer noch Zeit. Der Tod ist schließlich eine Sache, die sich nicht wieder reparieren läßt, geschweige denn rückgängig machen.

Als aber an dem Tage darauf der Prokurist der Eisen-gesellschaft von Borowski vor sprach, um die dreitausend Rubel einzulassieren, wurde ihm doch recht schwall zumute. Er verdröhete den Mann auf die Rückkehr seines unmittelbaren Vorgesetzten, des Herrn Schugajew.

Der geistreichste Tag kam heran, Schugajew, munter gestimmt und erfrischt durch die erfolgreiche Jagd, trat seinen Dienst an. Als er Ladislans Goroschin erblickte, trallerte er zurück. „Wie sehen Sie aus, mein Lieber? So blaß und angegriffen, Sie haben sich überarbeitet, den Dienst zu schwer genommen. Müssen sich schonen, mein Bruder.“

Doch sein gemütvoller Ton schlug ins Gegenteil um, als ihm Goroschin sein Vergehen eingestand.

„Gund! Hallunke! Spießbube!“ zeterte er, „hinans mit Dir! Ich werde dir den Prozeß machen und dich nach Sibrien schicken lassen.“

Der Bejammernswerte spielte seinen ersten Trumpp aus. „Dann wird der Chef erfahren, daß auch Sie verreist waren.“

Schugajew stunkte. Das Argument leuchtete ihm ein. Indessen, im nächsten Augenblick wieder packte ihn die Wut. „Du Schuft, hast du nicht bedacht, daß ich die dreitausend Rubel aus meiner eigenen Tasche ersetzen muß?“

Goroschin spielte seinen zweiten Trumpp aus. „Ich werde sie Ihnen auf Rubel und Kopfen abzahlen. Sie werden mir jeden Monat fünfzig Rubel vom Gehalt abziehen lassen.“

Schugajew's grimmiges Mannesantlitz leuchtete einen Augenblick freundlicher. „Sehr wohl.“

Er überlegte. „Aber nein,“ sagte er, wieder wütend, „das würde fünf Jahre dauern — verstehst du, elender Schuft, fünf lange Jahre, ehe ich das ganze Geld zurückerhalten würde.“

Da spielte Goroschin seinen letzten Trumpp aus. „Es liegt an Ihnen, Herr Schugajew, daß meine Schuld schon in der Hälfte der Zeit getilgt ist.“

Schugajew's Augen erweiterten sich. „An mir?“ fragte er in etwas milderem Ton.

„Gewiß, Herr Schugajew, erwirkten Sie mir vom Chef eine Monatszulage von fünfzig Rubel, und Sie erhalten das Doppelte abgezahlt — hundert schöne Rubel.“

„Hinans!“ brüllte Schugajew, heiser vor Wut. „Komm' mir nicht mehr vor die Augen, du frecher Patron. Das würde ja eine Prämie auf die Spießbubelei.“

„Aber bedenken Sie doch,“ warf der junge Mann imbevoll ein, „was bedeuten fünfzig Rubel monatlich für den russischen Staat. Sie aber kommen dadurch schnell zu Ihrem Gelde. Das Doppelte meiner Zulage werde ich Ihnen monatlich abzahlen — Ehrentwort! Wo bitte, überlesen Sie sich nicht und überlegen Sie die Sache.“

Und Schugajew ließ sich den Vorschlag durch den Kopf gehen, die Argumente dieses Hallunken waren doch gar zu einleuchtend.

— — — Einige Wochen später rief der Chef Herr Ladislans Goroschin in sein Kabinett und teilte ihm mit, daß er auf Veranlassung des Herrn Schugajew, der ihm seine außerordentlich tüchtige Tätigkeit gerühmt, eine Monatszulage erhalten sollte. Und zwar eine solche von — hundert Rubel.

## Zur Geschichte der Obstkultur.

Von Jahr zu Jahr spielt in dem Haushalte jeder Familie das Obst eine immer größere Rolle. Der Konsum des Obstes steigert sich stets mehr und mehr, die Kunst des Konservierens, des Einmachens und Einbogens des Obstes ist nicht mehr beschränkt auf die Kontervenfabriken, es wird vielmehr in fast jedem Haushalte im Herbst eine ganze Menge der verschiedensten Obstarten konserviert, um im Winter auf den Tisch zu kommen. Noch größer aber ist die Menge der Äpfel, die im Keller für den Winter zur Aufbewahrung kommen. Man hat den Wert des Obstes für die Gesundheit des Menschen allgemein erkannt, und bei dem Mangel an Gemüse aller Art ist in den Kriegsjahren das Obst ein sehr geschätzter, gesunder Artikel im Haushalte der Familie geworden. Es dürfte daher von allgemeinem Interesse sein, einmal die Kulturgeschichte des Obstes etwas eingehender zu verfolgen.

Die Baumzucht war in der Urgeschichte der Menschheit ein wichtiger Schritt auf dem Wege zu festen Niederlassungen, erst durch die Baumzucht und mit ihr wurde der Mensch vollständig sesshaft. Der Uebergang vom unheimlichen Hirtenleben zu festen Ansiedelungen ist nirgends ein plötzlicher gewesen. Von er sahnte immer durch zahlreiche Zwischenstufen hindurch, auf denen die Völker oft jahrhundertlang verharrten. Der herumziehende Hirte besaß nämlich ein Stück Land, das er im Herbst ebenso sesshaft abernet, er wählte im nächsten Frühjahr ein anderes, das er abermals steigen ließ, nachdem er ihm den Raub abgenommen hat. Auch wenn die Ansiedelung eine stetige geworden ist, so ist doch der Begriff des individuellen Eigentums am Boden noch nicht vorhanden, da Acker- und Weideland gemeinsam sind und jedes Jahr von neuem an die einzelnen Genossen verteilt wird. Einen bedeutungsvollen Schritt weiter bezeichnet schon die Winterfaat, den entscheidenden aber die Baumzucht, denn mit ihr entstand der Begriff des Eigentums und das Gefühl der örtlichen Heimat. Am den Weinberg, um den Obstgarten wird eine seltene Pflanze gezogen, das Zeichen vollen Eigentums. Auch das Haus, das von Fruchtbaumgruppen umgeben ist, wird auf Jahre beobachtet und daher aus Stein erbaut und im Innern ausgeputzt, selbst die Götter werden öfter. Mit der Vermehrung freilich wurden auch die Kriege furchtbarer, weil die Zerstörung mehr Gegenstände fand. Die Hirtenvölker konnten sich mit ihren Herden hinter ihre Wälder und Schlupfe zurückziehen, wie es die Russen 1812 noch machten, indem sie der Entsemmung der Wildnis und dem Klima die Verteidigung überließen, wo aber die Menschen in festen dauernden Häusern, unter Weinstöcken und Obstbäumen wohnen, da kann ein grausamer Feind ein Land auf Menschenalter hin verwüsten, wovon uns die Geschichte aller Zeiten genug Beispiele zu berichten weiß.

Mit der Einführung der Kultur des Obstbaumes war der Mensch sofort auch darauf bedacht, die Bäume und ihre Früchte zu züchten und zu vervollkommen. Blickt man auf die lange Reihe von fruchttragenden Bäumen, mit denen Italien zur Zeit seiner höchsten Macht sich bereicherte hatte: edle Äpfel und Birnen, Feigen und Granaten, Quitten und Mandeln, Nüsse, Pfirsiche, Maulbeeren, Pflaumen, Kirschen usw., so staunt man nicht über die Aussage Varos, Italien sei ein großer Obstgarten. Diese Umwandlung hatte aber dieselbe Zeit gebraucht, wie die Umwandlung Roms zum Zentrum von Italien und Italiens zur Herrscherin der Welt.

Bald verbreitete sich das Obst aber nicht bloß in Italien, wo es noch bis auf den heutigen Tag auch in der Familie des Armen ein notwendiger Bestandteil des täglichen Mahles ist, sondern es ging auch hoch über die Alpen in das mittlere und westliche Europa hinaus, wo das Klima bei entsprechender Einsicht und Tätigkeit des Kulturmenschen seine Zucht noch erlaubte. Frankreichs Boden und Himmel erzeugt jetzt das allerfeinste Obst, England hat auch auf diesem Zweige die Kultur aufs höchste getrieben, Amerika mit seinem Massenanbau versieht fast den ganzen Weltmarkt mit Obst, und dem Beispiele dieser Länder folgt jetzt Deutschland nach, es operiert durch zweckmäßige Wahl und Pflege und sucht für den jeweiligen Standort die ihm zuzugende Frucht. Allenthalben geschieht jetzt bei uns in Deutschland viel für den Obstbau, fast jede Provinz hat ihre Obstbauschule, jeder Kreis einen Obstbautechniker, der den meist in Vereinen zusammengeschlossenen Obstzüchtern beratend zur Seite steht und durch Vorträge zur Verbreitung der Obstkultur anleitet, zur Pflege der Obstbäume und zur Bekämpfung der Schädlinge des Obstbaues anleitet; es finden öfters Obstausstellungen statt, die den Stand des Obstbaues zeigen; es entstehen Musterobstgärten; die Landbesitzer werden mit Obstbäumen bepflanzt, die fast alljährlich bei den Obstversteigerungen im Herbst gute Erträge bringen. Innerhalb aber ist die Einfuhr von Obst in Deutschland noch sehr groß. Es ist daher sehr ratsam und empfehlenswert, immer mehr Obstbaumfläche mit guten, dem Boden und dem Klima entsprechenden Sorten anzulegen, auch im Garten und auf dem Hofe jeden verfügbaren freien Platz mit einem Obstbaum zu bepflanzen.

**Büchertisch.**

— Was muß Deutschland an Kolonien haben? Diese für Deutschlands Zukunft so außerordentlich wichtige Lebensfrage behandeln die zwei gründlichen Kenner afrikanischer Verhältnisse Dr. Albrecht Wirth und Emil Zimmermann in einer soeben bei Ludwig Nevenstein in Frankfurt a. M. erschienenen Schrift. Auf Grund der deutschen Einfuhr vor dem Kriege und unter Berücksichtigung der in Deutschland möglichen Eigenerzeugung wird der Nachweis geliefert, daß wir außer auf unsere früheren Kolonien berechtigten Anspruch auf eine Erweiterung unseres Kolonialbesitzes haben, die Deutschland für die Zukunft frei macht von der Einfuhr aus jetzt feindlichem Kolonialbesitz.

— Lisa Eckhardt: Mein buntes Buch. Verlag E. W. Bonsel & Co. Nachf., München 23, Rheinstr. 24. Geb. 2.50 M., gebunden 4.80 M. Ein junges Düsseldorf'sches Talent legt in diesem Erstlingsbuch bunte Proben einer begabten Vielseitigkeit der Doffentlichkeit vor. „Mein buntes Buch“ nennt es die Zwanzigjährige, weil in ihm Vieleslei bunt zusammengetragen ist, das vielleicht auf den ersten Blick nicht zusammengehören scheint, aber doch eine innere Zusammengehörigkeit verrät. Das Buch ist anspruchslos. Es ist ein erster Schritt ins Leben der Doffentlichkeit. Das äußere Gewand, das der Verlag dem Buche gab, ist gediegen und gepflegt. Feine Schwarzweiß-Bildnetten begleiten den zweifarbig gedruckten Text.

— Jahr 1917. Verlags-Anstalt Tyrolia, Innsbruck (Wien-München). 240 Seiten. Preis: 9.60 M. geb. Das vorliegende Buch ist im wahren Sinne des Wortes ein vornehmes Alltagsbuch, insofern nämlich, als jeder Geschmack auf seine Rechnung kommt. Wer edle und angenehme Unterhaltung sucht, ernstere und heitere in reicher Abwechslung, „Jahr 1917“ wird sie ihm bieten; wer über Kunst und Wissenschaft und ihre meisten Produkte das Urteil eines durch Erfahrung gereiften Mannes hören will, lese dieses Buch; wer endlich die geschichtlichen Ereignisse des letzten Jahres, politische und nichtpolitische, nochmals durchlesen will, erläutert und beleuchtet durch feinsinnige Erinnerungen an Personen und Geschehnisse älterer Vergangenheit, der greife ebenfalls zu „Jahr 1917“, Ja, fast jedes Gebiet der Betätigung menschlichen Geistes findet in diesem Buche liebevolle Erwähnung. „Jahr 1917“ ist nämlich eine Art Tagebuch, das mit Dezember 1916 beginnt und mit November 1917 schließt. Man würde sich aber irren, wollte man darin eine leblose Aufzählung der Ereignisse Tag für Tag vermuten. Im Gegenteil. Jeder Begebenheit von allgemeinem Interesse wird eine kürzere oder längere Abhandlung voll Blut und Leben gewidmet. Durch die Feder des Verfassers wird sie wieder lebendig vor uns hingezaubert, sie tritt in Verbindung mit Personen und Tatsachen der Vergangenheit, bildet, mit einem Worte, ein kleines Drama für sich, das den Leser in Spannung hält. Dieses Buch wird die Freunde Jahrs um ein beträchtliches vermehren.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. (Begründet von Dr. Josef Ettlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heiborn.) Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9. Das 2. Septemberheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Franz Strung: Die Bibel und wir; Richard Müller-Freienfels: Mauthners „Erinnerungen“; Hedwig Richmann: Der Uebermensch. Theodor Heuß: Gardens Kriegsaufsätze; Georg Wittowski: Die Junker; Ferdinand Gregori: Verle, abseits vom Kriege — Echo der Bühnen (München) — Echo der Zeitungen — Echo der Zeitschriften — Echo des Auslandes — Kurze Anzeigen — Der Büchermarkt.

**Gießener Hausfrauen-Verein.**

**Kochanweisungen.**

**Buttermilchkartoffeln.** Kartoffeln werden gelocht, geschält und in Würfelchen geschnitten. Etwas Fett läßt man zergehen, rührt gehackte Petersilie darunter, sowie die Kartoffeln. Man läßt sie ein wenig dämpfen und gießt kurz vor dem Anrichten Buttermilch darüber, in der sie noch tüchtig geschwenkt werden.

**Weißkrautauflauf.** Das Kraut wird fein geschnitten und kurze Zeit in Salzwasser gekocht. Kartoffeln werden gelocht, geschält und in Scheiben geschnitten. Man kommt in eine eingefettete Auflaufform zuerst eine Lage Kraut, dann in Scheiben geschnittene Tomaten, sodann die Kartoffeln und so fort, oben müssen Kartoffeln sein. Etwas Brühe von dem gekochten Kraut wird noch darüber gegossen, Brotsamen aufgestreut und das Ganze im Ofen gebacken.

**Billiger Pflanzkuchen ohne Butter und Eier.** 1 Pfund Mehl wird mit 1 Päckchen Backpulver vermischt, in eine Schüssel gesteckt und mit 120 Gramm Zucker, 1 Eßlöffel Anis, ¼ Liter Milch tüchtig gemischt, bis der Teig so schick ist wie ein Pflanzkuchen. Dann formt man ihn rasch zu einer länglichen Rolle, legt ihn auf ein mit Fett beschriebenes Blech und bäckt ihn ¼ Stunde im gutem Ofen. Erst am anderen Tage schneiden.

**Geschmorte Kartoffeln.** Genügend rohe, geschälte Kartoffeln in dicke Scheiben, diese wieder in kleine Streifen schneiden, etwas Fett in die Pfanne geben, die Kartoffelstreifen mit Pfeffer, Salz, einer feingehackten Zwiebel darin 10 Minuten

über gelindem Feuer braten; darüber ½ Tasse stark Würfelbrühe mit 2 Eßlöffel Mehl verquirl gießen und ¼ Stunde zugekocht über ganz gelindem Feuer ohne umzurühren, gar dämpfen. Gestürzt in eine erwärmte runde Schüssel zu Tisch geben, mit saurer Gurke, roten Rüben, Kürbis usw.

**Kartoffelpudding.** 1—2 Pfund geschälte, gekochte und durch ein Sieb gesiebene Kartoffeln. Auf 2 Pfund Kartoffeln rechnet man ½ Pfund Mehl, dazu gibt man Zucker, Zitronensaft, wenn man hat, auch Porzellan, etwas Salz, 1 Teelöffel Backpulver, Milch oder Wasser, soviel als nötig. Der Teig darf nicht zu dünn sein. 1½ Stunde im Wasserbade kochen lassen, Fruchtstöße dazu geben.

\* **Sauerkraut.** Aus dem Markte, in der städtischen Meierverkaufsstelle und in den Läden der Stadt steht jetzt täglich Weißkraut in größerer Menge zum Verkauf. Es ist dies das Weißkraut, das jetzt in unserer Gegend auf den Landgütern geerntet wird. Es ist gut geraten, die Köpfe sind voll, dick, fest und hart; ein Mangel tritt in diesem Jahre nicht ein; auch das Herbstkraut steht gut und entwickelt sich bei dieser Witterung sehr schön. Alle Bestellungen, die man im Vorjahren wegen des Erbloses und der Blattlaus hatte, sind durch rechtzeitiges Regenwetter und warmes Witterung geschwunden. Viele ängstlich vorjogende Leute wollen nun jetzt schon ihr Sauerkraut für den Winter einschneiden. Das ist sehr verfehlt, und wir warnen ernstlich davor, weil es sich nicht hält; es wird gegen Weihnachten weich und ungenießbar. Mit dem Einschneiden des Sauerkrautes für den Winter hat es noch gute Zeit bis Ende Oktober und Anfang November; alle Vorgrünisse wegen Mangels sind unnötig, es wird im Oktober auch noch ganz bedeutend billiger. Sauerkraut ist ein echt deutsches Gericht und bildet eine der allerältesten Gemüsesorten, die wir kennen. Während in früherer Zeit in Italien, Spanien und allen Mittelmeerländern verschiedene köstliche Gemüsearten gezeuget, war es zunächst der Kohl und gerade der Weißkohl, bei uns Weißkraut genannt, der Deutschlands rauherem Klima sich anpaßte. Schon zu Karls des Großen Zeiten aß man Kohl oder Kraut, und um sich diesen Genuß auch für den Winter zu beschaffen, machte man bald Versuche, ihn zu konservieren. Als bekanntestes Konservierungsmittel wurde, wie auch heute noch, das Salz dazu verwendet, und durch die Gärung durchsäuerte das geschnittene Kraut in ganz trefflicher Weise. Leider ist uns der Name des Erfinders oder der Erfinderin nicht aufbewahrt worden, wie z. B. der des Erfinders des Berings-Einsalzens, des Wilhelm „Bödel“. Aber wir sind auch dem Unbekannten zu Dank verpflichtet. In Frankreich sieht man mit Spott auf die Viehhäberei des Deutschen für „gesäuerten Kohl“. Man bezeichnet uns als „Mangeurs de choucroute“, obgleich die Franzosen vor dem Kriege einem guten Gericht „Sauerkraut des prussiens“ mit Strohbrun, Hasenbraten oder Weißfleisch durchaus nicht abgeneigt waren. Unsere östlichen Nachbarn haben, gleich uns, das Sauerkraut immer geschätzt und essen es auch jetzt noch gern; in Rußland und Polen wird Sauerkraut auf die mannigfaltigste Art zubereitet, auch als Suppe und als Salat. Bei der hohen Bedeutung des Sauerkrautes für unsere Küche, die durch sein fast immer billigen Preis unterläßt wird, ist es nicht zu verwundern, daß ein großer deutscher Dichter dieses urdeutsche Gericht im Liebes besungen hat: „Und unser edles Sauerkraut, wir sollen's nicht vergessen — Ein Deutscher hat's zuerst gebaut, drum ist's ein deutsches Essen.“ (Höfand.)

**Südkrästel.**

Seetier	•			•	Baurwert
Am Wagen		•		•	Alte Stadt
Schweiz. Stadt			•	•	Herrschertitel
Russ. Fluß			•	•	Bayr. Fluß
Körperteil		•		•	Wild
Luftschwingung	•			•	Am Kopf

In die Felder vorstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A A A A, B, D D, E, G, H H, K, L, M M M, N N, O O O O O, R R R R R, T, U, W, Z Z derart einzutragen, daß in jeder wagerechten Reihe zwei Wörter entstehen, deren Bedeutung rechts und links angegeben ist. Sind die richtigen Wörter eingesetzt, so ergeben die durch schwarze Felder bezeichneten beiden Querreihen die Namen zweier großer deutscher Dondichter. (Auflösung in nächster Nummer.)

- Auflösung des Wortspielrätsels in voriger Nummer.
- a. Tonne, Salm, Ostern, Veil, Aische, Weide, Saul, Onkel, Ocker, Dom, Alba.
  - b. Sonne, Palm, Aestern, Keil, Eiche, Selbe, Paul, Onkel, Acker, Rom, Elba.
- Chateaufears.**